Anton prüfte den Hund, mußte anerkennen, daß es ein schönes, edles und noch nicht altes Tier war. Haberland wünschte, daß „Mylord“ dressiert werde. Und als er diesen Wunsch äußerte, fiel ihm die schreckliche Geschichte ein, die er kürzlich mit dem Hund erlebt. Da hatte er, der Generaldirektor, im ersten Treiben einer Treibjagd gestanden, als sich plötzlich sein Mylord losriß und laut bellend den Jägern alles Wild verscheuchte.

Aber von dieser Blamage sagte Haberland dem Anton nichts. Er wünschte nur zu wissen, was die sehr nötige Dressur koste und wie lange sie dauere.

Anton verlangte in Anbetracht des schweren Falles, von reichlichem Gestotter Annas unterstützt, für eine vierwöchentliche Dressur dreihundert Mark. Und Anna fügte hinzu, daß ihr Mann „se—se—feste P—P—Preise“ habe.

Seufzend willigte der Generaldirektor ein und fuhr erleichtert nach Hause...

Vier Wochen später war der Generaldirektor zu einer Jagd eingeladen. Er telephonierte also an das Institut: Ob er den Setter jetzt wieder haben könne? — „Ja.“ — Ob er dressiert sei? — „Firm!“

Der Hund Mylord kam. Mit Anton Puschke. Beide machten einen guten Eindruck.

Haberland streichelte erfreut den sehr manierlichen Hund, der sofort die Pfote gab und „schön“ machen wollte.

„Das muß er nun eigentlich nicht“, sagte der Generaldirektor, „denn schließlich — ein Jagdhund ...“ Aber die Höflichkeit des wohlerzogenen Tieres freute ihn doch.

Am nächsten Tage fuhr er zur Jagd. Mit „Mylord“ ...

Am übernächsten Tage kam Haberland mit „Mylord“ wütend zu dem Direktor Anton Puschke.

„Treiben Sie Ihren Stuß mit mir?“ schrie der empörte Jägersmann schon von weitem den Verblüfften an. „Sie dressieren mir einen Setter —“

„Ja, das hab' ich gemacht. Und lieferte einen firm dressierten Setter wieder ab“, nickte Anton, seelenruhig und stolz, während „Mylord“ vergnügt an ihm hochsprang; denn — das sagte ich schon — Anton war gut gegen seine Zöglinge.

Und so fügte er hinzu, während der Generaldirektor vor Wut nach Atem schnappte: „Ich weiß, was ich tue für mein Honorar.“

„So. Sie wissen —!? Aber was weiß der Hund? Dressiert — ja, vielleicht fürs Affentheater! Früher, als er roh war, der Setter, hat er sich manchmal losgerissen und gewildert. Und jetzt, was tut er jetzt?? Jedesmal, wenn ich das Gewehr hebe und schießen will, springt mir das verdammte Vieh über die Flinte — hin und zurück — hin und zurück — hin und zurück ... Immerzu übers Gewehr ...!“

„Etwas zu verzollen?“

Kleine Gaunergeschichte von Hannes Buttenschön

Hamburg Hauptbahnhof ...

Es war ein mächtiger Zustrom zum D-Zug nach Kopenhagen. „Darf ich Ihnen behilflich sein?“

Die junge Dame sah sich den Sprecher der Worte aufmerksam an. Hm, ganz netter Mensch ohne Zweifel — sah sehr ordentlich aus. „Ja, danke“, sagte sie, „wenn Sie mir vielleicht meinen Koffer ins Netz legen wollen ...“ Und schon hatte der sympathische junge Mann das schwere Gepäckstück ergriffen und nach oben gelegt. Ein leichtes Lächeln belohnte ihn.

Nach einer Viertelstunde waren die beiden im Gespräch vertieft, und nach einer Stunde saßen sie bereits im Speisewagen und tranken zusammen Kaffee. „Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich rauche?“ — „Bitte sehr!“ — Gemütlich flossen die Stunden dahin, während der Skandinavienexpreß über die Schienen donnerte. Rostock lag bereits hinter ihnen, und Warnemünde kam in Sicht, als die junge Dame unruhig wurde und mit einem Male anfing, auf ihrem Sitz hin und her zu rutschen.

„Ich muß Ihnen schnell ein Geständnis machen“, begann sie, als bereits die Schuppen des Warnemünder Flughafens an den Fenstern auftauchten. „Ich fürchte mich vor der Zollkontrolle!“

„Aber gnädiges Fräulein ...“

„Ich habe mir nämlich in Berlin und Hamburg einige Andenken gekauft — seidene Strümpfe, Stickereien, ein paar Ringe für meine Geschwister — und da habe ich Angst ...“

„Keine Sorge!“ beruhigte sie der sympathische junge Mann. „Die Dänen sind weitherzig in der Zollkontrolle. Es geschieht Ihnen nichts. Ich halte ein Auge auf Sie!“

Und er hielt auch ein Auge auf sie! Als nämlich der D-Zug in Warnemünde eingerollt war, und die dänischen Zoll- und Kriminalbeamten den Wagen abschlossen, um die Paß- und Zollkontrolle in den Abteilen vorzunehmen, zeigte der junge Mann mit dem Finger auf die entzückende junge Dame und sagte laut und deutlich:

„Dieses Fräulein da drüben hat etwas zu verzollen in ihrem Koffer!“

Wie? Was? Das Mädchen wurde vor Schreck kreideweiß im Gesicht, und schon packte der große, dicke dänische Zoller ihren schweren Koffer und stellte ihn auf die Sitzbank. „Warum haben Sie auf meine Frage, ob Sie etwas zu verzollen haben, nicht mit Ja geantwortet?“ fragte er.

„Ich weiß nicht“, stammelte die junge Dame, „ich war so verwirrt ...“

„Danke“, sagte der Beamte, „das kann jeder sagen!“ Dann blätterte er in seinem Instruktionsbuch, in dem die Zollwerte verzeichnet waren, stellte eine Quittung aus und reichte sie dem Mädchen mit der Aufforderung: „Macht hundert Kronen Zoll, bitte!“

Der niedlichen jungen Dame stiegen die Tränen in die Augen, als sie ihre Geldtasche zog und stumm dem Beamten den Hundertkronenschein überreichte. Er nahm das Geld, sagte kurz und sachlich: „Tak!“ (Danke), und dann wurde der Zug auf die Fähre gerollt, die im Hafen lag.

— — — Es war eine Stunde später, da saß die junge Dame in dem gemütlichen Schiffsrestaurant, um mit einer starken Tasse Kaffee die angegriffenen Nerven wieder aufzufrischen. Sie griff gerade nach der neuesten Zeitung, als sich der sympathische junge Mann an ihrem Tisch niederließ und sagte:

„Ein doppelter Whisky hilft besser, gnädiges Fräulein!“

„Was???“ Ein flammendes Rot des Zornes zog über das Gesicht der jungen Dame. „Sie unverschämter Mensch wagen es, sich mit mir an einen Tisch zu setzen? Wissen Sie, was Sie in meinen Augen sind? Ein ganz frecher Patron — ein — — —“

„Beruhigen Sie sich doch!“ sagte der junge Mann, indem er dabei lächelnd seine Brieftasche zog, „und erlauben Sie mir, daß ich Sie zuerst um Entschuldigung bitte.“

„Nie!!!“

„Einen Augenblick — erst ausreden lassen!“ fuhr der junge Mann unbeirrt fort. „Ich übergebe Ihnen hiermit (da der Kellner gerade am Buffet ist und weitere Gäste nicht zu sehen sind) 200 Kronen!“ Damit drückte er dem verblüfften Mädchen zwei braune Scheine in die Hand. „Sozusagen als Ersatz für den Schaden, den Sie hatten!“ fügte er hinterdrein.

„Schaden?“ meinte die junge Dame verwirrt und sah ziemlich hilflos um sich. „Ich verstehe Sie nicht — ich habe doch nur 100 Kronen bezahlen müssen.“

„Stimmt genau!“ sagte der sympathische junge Mann und verzog seine Mundwinkel wiederum zu einem Lächeln, „die zweiten 100 Kronen sind ja auch als Belohnung für Sie gedacht, denn wenn ich bei den Werten, die ich in meinem Koffer versteckt habe, Sie nicht gleich angezeigt und so jeden Verdacht von mir abgewälzt hätte, dann müßte ich jetzt 1000 Kronen bezahlen — und ein Rabatt von vier Fünfteln ist schließlich nicht zu verachten, finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?...“

Gedenket der hungernden Vögel!

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 3 | **9. Januar 1935** | **9. Jahrgang**

Der Tod auf Hohenfried

Roman von Kurt Martin / Copyright by Verlag „Neues Leben“. Bayr. Gmein / Alle Rechte vorbehalten / Nachdruck verboten

(2 Fortsetzung)

„Gut, dann können Sie sich setzen, Frau Gerdahlen. — Halt, noch eins. Wissen Sie etwas über den Verbleib des Dieners Otto Müller, der auch als Zeuge geladen ist, und der noch nicht hier ist?“

„Nein, ich sah ihn noch gestern abend auf Hohenfried.“

„Danke, dann wird er schon noch kommen.“ —

Als nächster Zeuge wurde Dr. Egon Gerdahlen aufgerufen. Nach Feststellung der Personalien eröffnete der Vorsitzende die Vernehmung.

„Sie weilen seit Juni auf Hohenfried?“

„Ja, ich folgte der Einladung meiner Mutter und meines Onkels, ein paar Sommermonate auszuspannen und mich auf Hohenfried zu erholen.“

„Wie ist Ihr Verhältnis zu dem Angeklagten?“

„Wir haben uns immer gut vertragen. — Albert gab mir jetzt bei seiner Verhaftung auch Vollmacht, die Gutsgeschäfte für ihn bis zu seiner Freilassung zu besorgen.“

Der Vorsitzende lächelte bissig.

„Freilassung! — Das wird wohl reichlich lange dauern. — Also weiter! — Fiel Ihnen im Verhältnis Joachim Gerdahlens zu dem Angeklagten etwas Besonderes auf? In der letzten Zeit vor dem Morde vor allem?“

„Nicht, das ich wüßte. Sie verkehrten dauernd gut miteinander. Mein Vetter war dem alten Herrn gegenüber stets sehr aufmerksam, besonders in den letzten Wochen vor — dem Unglück.“

„Das glaube ich gern! Als Erbe konnte er das schon leicht tun! — Nun zu dem Tage des Mordes! — Geschah da irgend etwas Auffälliges? Vor allem abends?“

„Nein. — Wir saßen zusammen im Eßzimmer bis gegen neun Uhr.“

„Wer war da alles anwesend?“

„Mein Onkel, meine Mutter, ich, dann mein Vetter und schließlich Sigrit, meine Kusine.“

„Was weiter?“

„Gegen neun Uhr erhob sich mein Onkel und sagte zu meinem Vetter: „So, Albert, jetzt wollen wir hinüber zu mir gehen! Ich habe mit dir noch Wichtiges zu besprechen.“ — Die beiden Herren erhoben sich und sagten uns gute Nacht.“

„Kam das öfters vor, daß Joachim Gerdahlen abends noch mit dem Angeklagten konferierte? — Allein, meine ich!“

„Ja, es kam hin und wieder vor.“

Der Staatsanwalt warf eine Zwischenfrage ein.

„Sie sagten, Ihr Onkel habe zu dem Angeklagten geäußert: „Ich habe mit dir noch Wichtiges zu besprechen.“ — Ist das wirklich so gewesen? Hat Joachim Gerdahlen nicht etwa verlauten lassen, daß der Angeklagte ihn um diese Unterredung zuvor anging?“

„Ich kann mich nicht genau erinnern. — Es ist immerhin möglich gewesen, daß mein Onkel sich etwas anders ausdrückte.“

Landgerichtsdirektor Hörner setzte sein Verhör fort.

„Was geschah weiter an diesem Abend?“

„Ich musizierte noch mit Sigrit, und meine Mutter hörte uns zu. Nach zehn Uhr sagten wir uns gute Nacht. Wir, d. h. also ich und meine Kusine Sigrit, setzten uns in den blauen Salon, tranken noch Tee und erzählten uns. Gegen elf Uhr begaben auch wir uns zur Ruhe. Sigrit ging sogleich nach oben. Ich holte mir erst noch aus dem Musikzimmer mein Zigarettenetui, das ich dort liegengelassen hatte. Als ich eben nach oben stieg, hörte ich eine Tür gehen. Ich blickte nach links in den Gang unten und sah, wie mein Vetter Albert aus dem Schlafzimmer meines Onkels kam.“

„Merkten Sie nichts Auffälliges an ihm?“

„Nein. — Es war ja auch dunkel im Gang. Ich konnte seine Gesichtszüge nicht erkennen.“

„Wie ging es weiter?“

„Ich rief ihm zu: „Gute Nacht, Albert!“, und eilte nach oben. Ich weiß nicht, ob mein Vetter mir nachkam. Er schläft allein im linken Flügel des Obergeschosses. — Ich hörte an dem Abend nichts mehr von ihm.“

„Und nun am Morgen des 24. August! Sie waren im Park und hörten den Diener Otto rufen?“

„Er schrie: „Helft mir! Er ist tot!“ — Ich konnte mir gar nicht denken, was und wen er meinte, und lief ins Haus. Da stürzten schon die Leute herbei. Drin in seinem Schlafzimmer sah ich den Onkel leblos in seinem Bette liegen. Nur zu bald wußte ich, daß da keine menschliche Hilfe mehr möglich war. Es lag ein Toter vor uns.“

„Kam Ihnen nichts merkwürdig an der Leiche vor?“

„Doch. Die verkrampften Hände, die sonderbare Lage des Toten —“

...wird über diesen Mord berichtet

„Weiter! — Als schließlich der Angeklagte ins Zimmer trat, was machte er da für einen Eindruck?"

„Er schien sehr bestürzt zu sein."

„Er wollte die verkrampften Hände des Toten lösen. Sahen Sie das?"

„Ja, das sah ich."

„Und als der Arzt endlich von einem unnatürlichen Tode sprach?"

„Mein Vetter geriet in große Erregung."

„Ja!" — Egon Gerdahlen bestätigte das, was seine Mutter schon zuvor ausgesagt hatte. Etwas Neues wußte er nicht anzugeben.

Als nächste Zeugin stand Sigrit Sundborg vor dem Richtertische.

„Sie sind die Tochter der Stiefschwester des Ermordeten?"

„Ja."

„Ihr Vater ist tot?"

„Er starb, als ich noch ein Kind war."

„Und Ihre Mutter?"

Das junge Mädchen senkte tief den Blick.

„Ich weiß nicht, wo meine Mutter ist."

Der Landgerichtsdirektor Hörner nickte.

„Ja — ja! — Sie kamen also vor drei Jahren nach Hohenfried. Bis dahin lebten Sie in Schweden?"

„Ich war bei Verwandten meines Vaters. Mein Vater war Schwede."

„Weshalb kamen Sie nach Hohenfried?"

„Mein Onkel Joachim hatte schon lange den Wunsch, ich solle zu ihm nach Deutschland kommen. Als nun meine Tante in Schweden nach Amerika übersiedelte, hielt es mich nicht länger dort oben. Ich folgte der Bitte meines Onkels."

„Es gefiel Ihnen auf Hohenfried?"

„Ja, ich lebte mich gut ein. Ich muß wohl sagen: Hohenfried ist so recht meine Heimat gewesen."

„Gut! — Nun zu dem Mord! — Sie sollen sehr erregt gewesen sein, als Sie an das Bett des Toten traten."

Aus des Mädchens grauen Augen schossen Tränen.

„Er war mir ein rechter Vater geworden. Ich liebte ihn über alles. — Und nun so plötzlich war er ausgelöscht."

„Was wissen Sie von dem Verhältnis des Ermordeten zu dem Angeklagten?"

Erstmals wandte Sigrit Sundborg den Kopf nach rechts hinüber. Ihre Augen suchten die Blicke Albert Gerdahlens. Aber der starrte unentwegt zu Boden. Sie bekannte, und ihre Stimme rang um Festigkeit.

„Onkel Joachim betrachtete Albert als seinen Sohn. Er sagte es mir oft: „Ich habe in Albert einen guten Sohn!"

„So! — Ja, und er wurde so bitter getäuscht."

Sigrit Sundborg schüttelte den Kopf.

„Nein, er wurde nicht getäuscht."

„Nicht?"

„Albert Gerdahlen ist unschuldig!"

Landgerichtsrat Hörner forschte.

„Womit wollen Sie das beweisen?"

Sie ereiferte sich. „Das weiß ich!"

„Aber uns kann dies Wissen nicht genügen! Wir müssen schon Beweise dafür bekommen, daß der Angeklagte unschuldig ist."

Sie sah ihn feindselig an.

„Beweise für seine Unschuld! — Ja, die verlangen Sie! Warum gehen Sie denn von seiner Schuld aus! Warum gehen Sie nicht von seiner Unschuld aus! Wie kann denn ein Mensch wie Albert Gerdahlen einen Mord begehen?"

Der Staatsanwalt hatte einen spöttischen Zug um den Mund, als er an die Zeugin die Zwischenfrage richtete:

„In welchem Verhältnis stehen Sie zu dem Angeklagten?"

Sie sah ihn überrascht an.

„Ich? — Wir sind eben gut Freund miteinander."

„So? — Nur gut Freund!"

Sie starrte ihn fragend an, dann errötete sie heftig. Ja, nur gut Freund!"

„Aber Ihr Interesse an dem Angeklagten ist auffällig groß!"

„Das ist doch natürlich! Wir leben nun drei Jahre zusammen. Wir sind einander zugetan wie Bruder und Schwester. Soll ich ihn da nicht so gut kennen, daß ich jetzt sagen darf: „Er muß unschuldig sein!"

„Sie scheinen aber doch nicht so unparteiisch zu sein, wie Sie erzählen. Sie nehmen einseitig die Partei des Angeklagten!"

„Weil das meine Pflicht ist!"

„Und wo leiten Sie diese Pflicht her?"

„Weil — weil —"

Sie starrte zu Albert Gerdahlen hinüber und schlug plötzlich laut aufschluchzend die Hände vor das Antlitz.

„Albert, Albert! Sie wollen dich vernichten!"

Es entstand Lärm im Zuhöreraum. Die Verhandlung schien eine ganz neue interessante Wendung zu bekommen. — Also eine Liebessache schien da auch noch hereinzuspielen! —

Der Vorsitzende brach das Verhör Sigrit Sundborgs ab und kämpfte wieder einmal gegen den Lärm unter den Zuhörern an.

Plötzlich trat ein Gerichtsdiener zu ihm hin und flüsterte ihm etwas zu. Da fuhr der Landgerichtsdirektor hastig empor. Es gab ein eifriges Tuscheln am Richtertisch.

Endlich erklärte der Vorsitzende laut.

„Soeben wird uns aus Langenau gemeldet, daß man den als Zeugen geladenen Diener des Ermordeten, Otto Müller, dessen sonderbares Schreiben an den Herrn Verteidiger des Angeklagten wir vorhin zur Kenntnis nahmen, jetzt morgens im Park des Gutes Hohenfried erhängt aufgefunden hat."

Die Mitteilung löste bei dem Publikum und ebenso bei den Geschworenen außerordentliche Erregung aus.

Der Staatsanwalt warf ärgerlich den Federhalter auf den Tisch.

Mit einem Male drang die Stimme des Verteidigers durch den allgemeinen Lärm, und seine Worte waren ganz dazu angetan, die Erregung auf ihren Höhepunkt zu treiben.

„Ich mache das Gericht darauf aufmerksam, daß dieser jähe Tod des Zeugen Otto Müller von großer Bedeutung für diese Verhandlung ist. Sie haben vorhin gehört, welch sonderbaren Brief mir der Zeuge Otto Müller schrieb. Diesen Brief gab er gestern abend zur Post, und heute früh findet man Otto Müller erhängt im Park von Hohenfried! — Was war es, das so plötzlich diesen Mann in den Tod trieb? Welche Veranlassung löste den Entschluß in ihm aus, sich das Leben zu nehmen? — Dieser Mann, der gestern noch schrieb, er würde heute bei der Verhandlung Aussagen machen können, die die Unschuld des Angeklagten nachweisen würden, dieser Mann, der mich so dringend in seinem vorhin verlesenen Briefe bat, dem Angeklagten Mut zuzusprechen, dieser Mann, der also gestern noch das größte Interesse daran hatte, heute bei der Verhandlung zu erscheinen und neue wichtige Erklärungen hinsichtlich der Ermordung Joachim Gerdahlens abzugeben — dieser Mann ist tot! Er hat sich gerade in der Nacht vor der Verhandlung erhängt. — Trieb ihn sein eignes Schuldgefühl in den Tod? — Ich gebe zu bedenken, daß wir hier vielleicht vor der Lösung aller noch bestehenden Rätsel bei diesem Giftmord angelangt sein können! Die sorgsame gerichtliche Untersuchung wird ja einwandfrei festzustellen haben, was Otto Müller, den Diener des Ermordeten, jetzt in den Tod trieb! — Da sich aber hier noch Geheimnisse vor uns aufbauen, die von ausschlaggebender Bedeutung für die ganze Verhandlung sein können, die unter Umständen die volle Unschuld des Angeklagten nachweisen können, so stelle ich den Antrag, diese für heute anberaumte Verhandlung abzubrechen und auf unbestimmte Zeit zu vertagen!"

Da sprang der Staatsanwalt auf.

„Ich widerspreche dem Herrn Verteidiger voll und ganz! Er legt diesem Tod des Zeugen Müller eine Bedeutung bei, die durch nichts, aber auch gar nichts gerechtfertigt ist! Wir wissen nicht, welche privaten Angelegenheiten den Zeugen Müller in den Tod trieben. Aber mit der Ermordung Joachim Gerdahlens hat dieser Selbstmord doch sicherlich nichts zu tun! Und was den sonderbaren Brief anbelangt, so kann ihn der Zeuge Müller ja nur zu dem Zweck geschrieben haben, um dem Angeklagten Mut zuzusprechen. Vielleicht hat er auch irgendeinen scheinbaren Unschuldbeweis des Angeklagten entdeckt und mußte sich im letzten Augenblick, als er den Brief schon abgesandt hatte, davon überzeugen, daß ein Irrtum seinerseits vorlag, daß es ihm nicht möglich sein würde, irgend etwas für die Unschuld des Angeklagten vorzubringen. Darüber verzweifelte er vielleicht, und er wollte heute nicht hilflos hier stehen und eingestehen, daß er sich geirrt habe. — Mit der Verhandlung hat die ganze Angelegenheit nichts zu tun! Ich beantrage deshalb, das Verlangen des Herrn Verteidigers abzuweisen und die Verhandlung fortzusetzen!"

Fortsetzung folgt.

Einbrecher aus Nächstenliebe

Geheimnisvolle Zeichen in Sing-Sing — Der mitleidige Japaner — Jetzt selbst hinter schwedischen Gardinen

Von Herbert Schmitt-Carlen

Vor einigen Monaten war es, als ein Wärter der bekannten amerikanischen Strafanstalt Sing-Sing an dem Türspiff einer „Schwarzen Marie" — wie man drüben die bei uns in einschlägigen Kreisen als „Grüne Minna" bekannten Gefährte bezeichnet — zwei geheimnisvolle Buchstaben entdeckte. „F. F." lauteten sie.

Der Beamte versuchte zunächst, aus eigener Kraft die Bedeutung der rätselhaften Zeichen zu lösen. Was mochten sie bedeuten? Vielleicht das vereinbarte Signal für einen Massenausbruch aus Sing-Sing? Oder waren sie Kennzeichen einer geheimen Verbrecherbande? Der Wärter vernahm zahllose Gefangene; aus keinem war etwas herauszubringen.

Der Beamte meldete den Fall der Leitung, die sich nun mit der Enthüllung des Geheimnisses beschäftigte, aber ebenfalls ohne Erfolg. Als die beiden Buchstaben aber dann noch an verschiedenen anderen „Schwarzen Maries" gefunden wurden, beschloß man, einen erfahrenen Geheimpolizisten mit der Aufgabe zu betrauen, das Rätsel zu lösen. Die Wahl fiel auf John Gely, der sich in New York durch erfolgreiche Bearbeitung ähnlicher Fälle bereits einen Namen gemacht hatte.

Gely untersuchte die Zeichen auf das genaueste und bat dann um die Erlaubnis, die Gefangenentransporte eine Zeitlang überwachen zu dürfen. Er erhielt eine Uniform, und die übrigen Beamten bekamen den strengen Befehl, unter keinen Umständen über die Persönlichkeit ihres neuen „Kollegen" etwas verlauten zu lassen.

Mehrere Monate lang beobachtete Gely nun die Gefangenen auf das sorgfältigste, doch niemand von ihnen schien etwas von den rätselhaften Buchstaben zu wissen. Schon wollte er entmutigt seinen Auftrag zurückgeben, als der Zufall, der beste Helfer in derartigen Angelegenheiten, ihm zu Hilfe kam.

Beim Reinigen einer Zelle wurden in deren Zementfußboden wieder die geheimnisvollen Zeichen entdeckt, allerdings sahen sie mehr wie „Fi" als wie „F. F." aus. Zweifellos mußte indessen zwischen beiden Inschriften ein Zusammenhang bestehen. Gely ließ nun alle Zellen genau untersuchen: Wieder wurden in einigen die beiden Buchstaben entdeckt.

Dann ruhte die Sache eine Zeitlang, da Gely mit wichtigeren Dingen beschäftigt war. Der Fall gewann aber von neuem sein höchstes Interesse, als eines Morgens unweit New Yorks die Leiche eines anscheinend von einem Kraftwagen überfahrenen Landstreichers gefunden wurde. Der Schutzmann, der den Toten untersuchte, fand in einer Tasche einen Brief, gerichtet an einen gewissen Herrn Fi in einer Stadt New Jerseys. Der Umschlag enthielt 250 Dollar in Scheinen nebst einem Zettel mit einigen geschriebenen Zeilen, durch die sich der Schreiber für ihm geleistete Dienste bedankte.

Da waren also wieder die geheimnisvollen beiden Buchstaben, aber offenbar als Name, dessen Träger herauszubekommen der Polizei nicht schwerfallen konnte. Man stellte zunächst fest, daß der Landstreicher schon einmal im Gefängnis gesessen hatte. Dann besah man sich Herrn Fi etwas näher und fand ihn in einem kleinen unansehnlichen Japaner, der in New Jersey ein Geschäft mit allerlei Putzmitteln betrieb. Von früh bis spät verkaufte er Scheuersand und ähnliche nützliche Dinge. Mit den Behörden war er noch nie in seinem Leben in Konflikt geraten.

Um Herrn Fi nicht argwöhnisch zu machen, wurde er zunächst wochenlang insgeheim beobachtet. Glaubte die Polizei doch in ihm einen ganz besonders gerissenen Händler in verbotenen Rauschgiften oder einen Bandenführer vor sich zu haben. Indessen fand sich nichts Verdächtiges, man schien auf falscher Fährte zu sein, denn Herr Fi führte ein äußerst solides und in jeder Beziehung einwandfreies Leben. Bis man ihn eines Nachts auf frischer Tat ertappte. Bei einem Einbruch in einem reichen Wohnviertel wurde der Täter gefaßt; es war niemand anders als Herr Fi.

Der Japaner wurde nunmehr einem eingehenden Verhör unterworfen. Er gab den Einbruch ohne weiteres zu, verweigerte aber alle weiteren Aussagen. Als Gely ihm auf den Kopf zusagte, auf ihn bezögen sich die geheimnisvollen Buchstaben F. F. und er stecke offenbar mit Spitzbuben und anderem lichtscheuem Gesindel unter einer Decke, hatte Herr Fi nur ein verächtliches Lächeln. Tagelang setzte der Geheimbeamte das Verhör fort, endlich erklärte sich der Angeschuldigte bereit, alles zu gestehen, unter der Voraussetzung, daß man ihm einige Bedingungen bewillige. Vor allem sollten die Menschen, denen er geholfen, unbehelligt bleiben.

Aus den Aussagen des Japaners ergab sich dann, daß Herr Fi allein im Laufe dieses Jahres 14 Einbrüche verübt hatte, die ihm eine sehr ansehnliche Summe einbrachten. Die Diebesbeute verbrauchte der seltsame Verbrecher aber nicht für sich selbst, sondern, wie er sich ausdrückte, „um Gestrauchelte wieder auf den richtigen Weg zu bringen". Leuten, die an sich ordentlich, aber durch Not vom geraden Wege abgekommen, verschaffte er mit dem geraubten Geld ein neues Dasein. Sie erhielten Bargeld von ihm und falsche Papiere, mit denen sie nach Südamerika auswandern und ein neues Leben beginnen konnten. Gewerbsmäßige Verbrecher hatten dagegen auf seine Hilfe nicht zu rechnen.

Auf diese Weise wurden nicht weniger als 69 Menschen vor dem sittlichen und materiellen Untergang bewahrt. Allerdings, das nötige Geld wurde auf nicht einwandfreie Weise erworben, denn das kleine Putzmittelgeschäft trug nur gerade das für Herrn Fi zum Leben Nötige ein. Und die geheimnisvollen Zeichen F. F. bedeuteten nichts anderes, als daß die Gefangenen, von denen sie stammten, damit zu erkennen gaben, daß sie mit ihrem eigenartigen Wohltäter in Verbindung standen.

Die Dressur

Heiteres Geschichtchen von Rudolf Presber

Der Anton Putschke war schon als Kind nicht sehr begabt gewesen. Wuchs sich auch später nicht anders aus.

Zum Handwerk fehlten ihm die Körperkräfte und die Geschicklichkeit, zum Bankbeamten das Rechentalent, zum Kaufmann die liebenswürdige Sicherheit des Umganges, die ein Verkäufer unbedingt haben muß.

Ueberhaupt mit Menschen ging er nicht gern um, der Anton. Sie röchen schlecht, behauptete er. Aber Hunde liebte er von klein auf; fand auch, daß sie nicht röchen. Er ertrug ihre Launen, Flöhe und Unmanierlichkeiten in ihrer Jugend und richtete sie mit einem natürlichen Instinkt bei liebevoller Behandlung recht gut ab.

So gründeten die erfreuten Eltern Putschkes für ihren Anton ein „Institut für Hundepflege und Dressur, geleitet von einem erstklassigen Fachmann und Spezialarzt". Denn schließlich, sagte der alte Putschke, muß man noch allemal das Maul vollnehmen heutzutage — sonst setzt man sich daneben.

Und schließlich, es mochte ein bißchen übertrieben sein als Reklame, aber so schlankweg gelogen war's auch nicht. Der „erstklassige Fachmann" war Anton; der „Hundespezialarzt" war er a u c h. Denn er kannte die Mittel gegen Räude, behandelte die Staupe mit nicht schlechterem Erfolg als die anderen Fachmänner, bei denen fünfundsiebzig Prozent der Tiere eingehen. Und dosierte die Wurmmittel instinktmäßig richtig.

Das Institut ging ganz gut. Und als Anton noch in späteren Jahren ein ältliches Mädchen, eine Anna Klötzchen, heiratete, die stark stotterte und deren Rede-Gewandtheit so ungefähr dem Fassungsvermögen des Gatten entsprach, dehnte er sein Institut auch auf Katzen aus. Doch dies ist eine Hundegeschichte. Und von den Katzen soll hier nicht die Rede sein.

Eines Tages kam der Generaldirektor Haberland und wollte Anna sprechen. Oder vielmehr den Chef, wie er sagte. Die Anna umstotterte ihn zunächst eine Weile, dann holte sie erfreut ihren Mann. Das Institut war dem Generaldirektor empfohlen worden. Er sagte das dem Anton und klagte ihm sein Leid, daß er einen sehr teuren Jagdhund gekauft habe — einen irischen Setter, der „Mylord" hieß und den er mitgebracht hatte.